



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Sitten und Siedlungen im Spiegel der Zeiten

Rappaport, Phillipp

Stuttgart [u.a.], 1952

XII. Der Mensch.

[urn:nbn:de:hbz:466:1-82472](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-82472)

XII. DER MENSCH

Die Antike bringt Geschlechter innerer Ausgeglichenheit hervor, schon im frühen kretischen Staat, im griechischen, im römischen. Sie wissen um die Natur und deren gesetzmäßigen, aber erhebenden Zwang. Sie machen alles in der Natur zu Göttern: die Berge, die Wälder, das Meer. Sie leben mit diesen Göttern und mit der Natur in harmonischer Verbundenheit. Auch das späte Mittelalter versucht diese innere Ausgeglichenheit als höchstes Menschheitsgut zu erringen. Aber die Menschheit wird gespalten in Stadt und Dorf, in Ritter und Knecht, in fromm und friedlos. So gelingt nur wenigen Kreisen, was früher Allgemeingut sein konnte. Das Geschlecht der Renaissance erstrebt erneut das antike Hochziel. Aber nur einzelne Persönlichkeiten haben den Erfolg antiker Größe. Und dann kommen die Zeiten, in denen die Menschen sich immer mehr der Entwicklung von innen heraus entfremden, in denen das technisch Komplizierte die Oberhand gewinnt. Auch des Menschen Wohnstätte wächst nicht mehr vom Boden her. Für die meisten Menschen ist die Wohnung nur noch eine Geldfrage; der Boden ein Handelsobjekt.

Das ist die Entwicklung zu Beginn des 20. Jahrhunderts. Es ist die Zeit der Leblosigkeit und Lieblosigkeit im Städtebau. Terraingesellschaften handeln mit dem Boden; Bauunternehmer handeln mit den Häusern. Die Stadtverwaltungen werden in diesen Geschäftsgeist einbezogen. Die Grundstücksämter werfen gute Einnahmen für den Stadtsäckel ab. Die bauliche Erschließung wird vielfach dem spekulativen Grundbesitz überlassen. Die Gedanken von Heim, Heimat, Bodenverbundenheit werden zu fremden Ausdrücken. Wirtschaftlichkeit und Rentabilität dominieren.

Erst der erste Weltkrieg wirkt aufrüttelnd in diesem Gebiet unerträglicher Stadtentwicklung. Man erkennt, wie gefährlich das Großmiethaus als fast alleiniger Versorger der Bevölkerung ist. Man erkennt alle die tiefen Folgerungen großstädtischer Entwurzelung. Man erkennt, daß diese Bodenentfremdung nicht nur den einzelnen, sondern die Gemeinschaft, das ganze Volk beeinflußt. So setzt nach dem ersten Kriege eine beachtliche Verbesserung auf dem Gebiet des Wohnungswesens ein, die sich allerdings nur langsam und nur teilweise auf die Entwicklung des Städtebaus auswirkt. Es ist eines jener Geheimnisse politischer Entwicklung, daß ausgerechnet der Nationalsozialismus, den wir sonst vollauf verdammen möchten, der Träger fast aller verständigen und fortschrittlichen Städtebaugesetze in Deutschland ist. Diese Gesetze überdauern als Eigentümliches Erbe den Nationalsozialismus, sind heute die Grundlage städtebaulicher Gestaltung und gehen in die neuen Gesetze über, ohne daß wir uns immer ihres Ursprungs klarbleiben. Die Stadt wird wieder als ein Ganzes aufgefaßt, ausgehend von der Allgemeinheit und für die Allgemeinheit sorgend.

Die Wohnbautätigkeit nähert sich durch die gemeinnützigen Unternehmungen wieder dem Menschen und seinen persönlichen Bedürfnissen. Freilich macht sich hier eine zu starke Gruppierung und Absonderung noch allzu geltend. Die Wohnungen werden nicht von den Menschen und für den Menschen als solchen gebaut. Wir sind noch mitten in zahlreichen Gruppen und Grüppchen. Wir sind gespalten nach arm und reich, nach Beamten und Arbeitern, nach Eisenbahnern und Werksangehörigen, nach katholisch und evangelisch, nach national und sozial und so weiter. Jeder sucht sein Heil in irgendeiner Interessengemeinschaft und leider noch nicht in sich und in der *Allgemeinheit*. So wesentlich die Fortschritte durch die gemeinnützige Bautätigkeit sind, kann eine solche vielfache Trennung und Zusammenschließung von „Genossen“ nicht die Zeit gesunden Eigenbaus ersetzen. Es ist ein erheblicher Unterschied zwischen dieser Gruppenbildung und der früheren natürlichen Entwicklung. Ausgangspunkt der dörflichen und städtischen Wohngestaltung war immer der Mensch und durch ihn die Gemeinschaft der Menschen.

Es ist in der Entwicklung des Menschengeschlechts ab und an erforderlich, daß man sich auf den Ausgangspunkt besinnt und zu ihm zurückkehrt. Das gilt für geistige Bestrebungen der Menschheit ebenso wie für sachliche. Wir wissen, daß zum Beispiel bei der Dichtkunst oder der Musik, wenn allzu getrennte und allzu verschiedene Einflüsse sie verwirrt haben, nur eine Rückkehr zum menschlich Schlichten hilft; nur ein Wiederaufnehmen und Weiterentwickeln von einem gesunden Ausgangspunkt. Selbstverständlich keine Rückkehr zu gekünstelter Primitivität. Trotz der sicherlich festzustellenden Fortschritte im Siedlungswesen der letzten Jahrzehnte hat uns die Überfülle der Ereignisse und das Abirren vom klaren Weg zu sehr verwirrt.

Das Ende der gesunden Entwicklung mag ungefähr um 1850 angesetzt werden. Die Unausgeglichenheit der letzten hundert Jahre zu überwinden, ist nicht einfach. Wir sind zu weit abgeirrt in dieser Zeit vom menschlich Vernünftigen und siedlungstechnisch Richtigen. Die Entwicklung der Sitten und Siedlungen zeigt zu allen Zeiten und unter allen Zonen, daß ein Auseinanderreißen dieser beiden Faktoren der Anlaß zu geistigen, seelischen, sozialen Hemmungen ist. Die Hemmungen sind letzthin deutlicher denn je. So müssen wir auch die Ursachen um so klarer sehen. Wir haben so vieles erlebt in den letzten hundert Jahren; wir haben so vieles erfunden auf allen Gebieten; wir sind materiell bald sehr reich, bald sehr arm geworden! Aber wir haben den wichtigsten Faktor in dieser Rechnung vernachlässigt, den *Menschen*. Den Menschen, der nun einmal mit der Erde verbunden ist und verbunden sein will. Das heißt nicht etwa, daß jeder Mensch, wie in den ältesten Zeiten, Landwirtschaft treiben soll. Die Verbindung mit dem Boden, die „Bodenständigkeit“ kann in jedem Beruf möglich sein. Die Liebe zu einem Beruf und die Stetigkeit im Beruf können durchaus eine Bodenständigkeit gewähren, ein Bleibenwollen, ein Haf-

ten an der Scholle. Aber dem Menschen, der in der Großstadt von einer Arbeitsstätte zur anderen wechselt, dazu von einer Wohnung zur anderen wandert, sind die äußeren und inneren Voraussetzungen der Ständigkeit, des Gleichgewichts genommen. In der heutigen Sorge unseres Wohnungswesens, in dem Zusammengedrängtsein der Familien oder vollends dem Auseinandergerissensein der Familien liegt eine tiefgreifende Begründung der heutigen Unausgeglichenheit. Dieser Zustand soll hier nicht in seiner Trostlosigkeit und Folgeschwere eingehend geschildert werden. Es muß als Gemeingut aller Verantwortlichen gelten, Abhilfe zu schaffen, so schnell und so gründlich es denkbar ist.

Nur soll man in den Zeiten tiefster Not nicht überall Ziele höchster Forderungen erreichen wollen. Die ländliche Siedlung mit landwirtschaftlicher Arbeit ist immer die Grundlage sicherer Lebensfestigkeit. Aber auch das Heim, also die Wohnung im weiteren Sinne, das ständige Sein auf demselben Boden gibt dem Menschen das Gleichbleibende, Währende, Ausgeglichene. Wäre dem nicht so, dann könnte ja kein gewerblicher Arbeiter, kein geistig tätiger Künstler jemals das Gefühl der Bodenständigkeit gewinnen. Der tiefere Grund der Unbeständigkeit, die nicht durch die heutige, hoffentlich vorübergehende Wohnungsnot bedingt ist, liegt also nicht darin, daß nicht mehr alle Menschen Landwirte sind oder Kleingärtner oder Kleinsiedler. Sie liegt vielmehr in der allzu großen Beweglichkeit unserer heutigen Zustände, der Leichtigkeit des Verkehrs, der übertriebenen Freizügigkeit. Je beweglicher all diese modernen Verhältnisse den Menschen machen, sei es durch Veranlagung, Beruf oder Notwendigkeit, um so mehr bedarf er zum Gegengewicht eines ständigen Heims. Auch der immer auf den Meeren fahrende Seemann kann in diesem Sinne durchaus bodenverbunden sein; war es bekanntlich früher durch sein heimatliches Anwesen in starkem Maße. Umgekehrt kann der Landarbeiter, dem ein bescheidenes Heim fehlt, ein heimatlos-unruhiger Geist sein. Bis zur tiefsten Erschütterung ist diese Heimatlosigkeit des bodenverbundenen Landarbeiters in Reuters „Kein Hüsing“ geschildert.

Nun geht gerade jetzt durch die Presse ein jubelndes Loblied auf die Mar-seiller „Wohnhausmaschine“ von Le Corbusier, auf diesen „Palast der tausend Wunder“. Das Wunder besteht darin, daß 335 Wohnungen oder rund 1600 Menschen in einem Reihnhaus von 17 Stockwerken wohnen. Wörtlich schreibt Le Corbusier: „Unser Herz, das Herz des modernen, aufgeschlossenen Menschen, wird erst dann berührt, wenn unsere Vernunft zufriedengestellt ist.“ Also nicht des Menschen Seele und Sinnen, nur seine Vernunft sollen die Harmonie zwischen Mensch und Siedlung herstellen! Arme Zukunft; Zukunft der Wohnmaschine, Zukunft der Massenzusammendrängung.

Ist es nicht doch unerbittliches Naturgesetz, von den inneren Erfordernissen des Menschen auszugehen. Ihnen in erster Linie gerecht zu werden, ist Aufgabe

der Siedlung. Wir sprechen so viel von der Schönheit der Stadt und des Dorfes, von der Schönheit der Arbeitsstätte. Es wäre besser, vom Menschen zu sprechen. Das antike „καλὸν καὶ ἀγαθόν“, das „Schön- und Gutsein“ des Menschen muß das wichtigste Ziel sein. Wir sind zu äußerlich in unserem Denken, zu abstrakt in unserer Ethik. Nichts, auch nicht Stadt oder Dorf, sind an sich schön und gut. Schön und gut sind sie nur in Beziehung auf den Menschen und seine Erfordernisse.

Den Menschen in den Mittelpunkt allen Strebens und Bildens zu stellen, ist nicht etwa anmaßend, ist nur selbstverständlich. Je komplizierter unser Lebensmechanismus ist, je mehr wir uns die Natur in tausend Kräften dienstbar machen, um so weiter sind wir in rein menschlicher Hinsicht von der Natur und der Verbundenheit mit ihr entfernt. Das ist nichts Erstmaliges im Verlauf der Entwicklung, war immer so, wenn der Menschheitsdrang sich über ein zukömmliches Maß hinaus verfeinerte. In solchen Epochen kehrten die Menschen „zurück zur Natur“, früher im eigentlichen Sinne, später, zum Beispiel im 18. Jahrhundert, im übertragenen – wenn nicht gar spielerischen – Sinne. Auch heute ist uns ein inneres „zurück zur Natur“ notwendig, wenn es auch rein physisch nicht mehr für alle möglich ist. Wir müssen uns auf uns selbst besinnen; der Mensch, das Einfache, Schlichte, Natürliche in uns ist ja Natur. Aus der Vielseitigkeit des Lebens, aus dem Hasten des Alltags müssen wir wieder Einkehr halten bei uns selbst, in des Wortes wörtlicher und übertragener Bedeutung. Wir müssen ein Heim haben in uns und für uns. Das Materielle geht hier mit dem Ideellen unmerkbar und zutiefst zusammen. Für unser äußeres wie inneres Ergehen ist nicht das Große, Weite, Aufwendige maßgebend; maßgebend ist bei allem „Fortschritt“ das Begrenzte, Selbstgenügsame. Man denkt an das Lessingsche: „Begnügt Euch doch, ein Mensch zu sein!“

Wenn wir in diesem Sinne Mensch und Heim in Übereinstimmung bringen, wenn wir den Heimatlosen der Riesenstädte, aber auch den Heimatlosen auf dem Lande, ein Heim geben, wenn wir uns dieses Urstreben aller Zeiten und aller Völker als tiefe und gewaltige Aufgabe vorhalten, dann haben wir ein Ziel Faustischer Größe vor uns, dann wird die Frage „Sitten und Siedlungen“ zu dem, was uns Goethe in seinem Faust als letztes Ziel irdischen Strebens für jeden Menschen und für die Menschheit aller Zonen und Zeiten hinstellt:

„Das letzte wär das Höchsterrungene.
Eröffn' ich Räume vielen Millionen,
Nicht sicher zwar, doch tätig-frei zu wohnen;
Grün das Gefilde, fruchtbar; Mensch und Herde
Sogleich behaglich auf der neusten Erde,
Gleich angesiedelt an des Hügels Kraft,
Den aufgewühlt kühn-emsige Völkerschaft.“